

---

Dietz Bering  
Bernhard Weiß  
gegen Joseph Goebbels  
*Der Kampf um den Namen »Isrdora*

Es gilt, einen Fall zu rekonstruieren, eine »unerhörte Begebenheit«. Wie Peter Schlemihl seinen Schatten verliert, so geht es auch hier um den folgenschweren Verlust eines Begleiters, der dem Menschen auf Schritt und Tritt folgt, um den Verlust eines Namens. Als angemessenes Medium für einen solchen Fall dürften literarisch Interessierte und Ambitionierte eine Novelle vorschlagen. Den Tadel aller müßte jedoch eine Darstellungsweise finden, die die Komplexität und Tief Sinnigkeit des Vorgangs zerstörte. Ein interdisziplinärer Zugriff bietet die Chance, beides zu erhalten. Daher finden sich hier sprachwissenschaftliche, psychologische, juristische und historische Gedankengänge. Zusammen können sie vielleicht diesen einzigartigen Fall von Alltagsantisemitismus erklären.

Ohne die Besonderheiten des Schauplatzes verliert die Geschichte ihre Plausibilität. Das Berlin der 20er Jahre ist häufig genug beschrieben worden, jenes rasant-bedrohliche Reizklima, in dem manche außer Atem kamen, manchem die Luft aber auch absichtlich genommen wurde. Erzählt werden muß hingegen - vor aller Analyse - die Exposition der Geschichte des Namenskampfes zwischen Weiß und Goebbels. Man wird über die Durchschlagskraft der Invektive »Isidor« staunen und zur Frage drängen: Aus welcher Legierung war diese Verbalwaffe geschmiedet?

Bernhard Weiß, 1880 in Berlin geboren, stammte aus einer jüdischen Familie. Sein Vater Max hatte es als Getreidemakler zu Vermögen und allgemeiner Anerkennung gebracht. Großvater Weiß war aus Schlesien gekommen und hatte sich 1837 als Arzt in Oranienburg niedergelassen. Dort kam es alsbald zu einem psychologisch bedeutsamen Zwischenfall.

Er bewarb sich um die staatliche Stelle eines Arztes im dortigen königlichen Waisenhaus. Ein Jahr versah er dies Amt auf Probe und

wurde dann von einem christlich-deutschen »Kollegen« verdrängt, obwohl die Anstaltsleitung ausdrücklich für den kompetenten Juden eintrat.' Diese Geschichte dürfte in der Familientradition eine Rolle gespielt haben. Auf alle Fälle jedoch war der später bekannte Enkel mit seinem Großvater in besonderer Weise verbunden: Jener war nach diesem »Bernhard« benannt worden.

Seit Großvaters Zeiten hatte man auf Assimilation gesetzt, sich aber offen zum Judentum bekannt. Vater Max wurde Vorsteher der liberalen jüdischen Gemeinde in der Fasanenstraße, der auch der Enkel Bernhard verbunden blieb. Beide waren im Vorstand der »Hochschule für die 'Wissenschaft des Judentums«.

Man braucht nicht unbedingt an eine determinierende Kraft des Namens zu glauben, wenn man des Enkels Streben auf dem Weg der Assimilation sieht. Denn viele Söhne aus arrivierten Schichten versuchten, sich in die Zentren des Preußischen Staates vorzukämpfen, die trotz aller Gleichberechtigung auf dem Papier dennoch den Juden versperrt geblieben waren: Ungetaufte wurde keine Offiziere, selten Amtsrichter, nie Oberlandesgerichtsräte und schon gar nicht Ministerialbeamte. Bernhard Weiß müssen außerordentliche Kräfte zur Verfügung gestanden haben: 1912 wurde er Offizier in einem bayerischen Regiment, und 1918 berief ihn der letzte Königlich-Preußische Innenminister, Bill Drews, als ersten ungetauften Juden in sein Ministerium. Später hat er berichtet, warum er gerade auf Bernhard Weiß gekommen war: »Der erste müsse auch der beste sein.«<sup>2</sup> »Bester Mann« hieß auch »ein besonders preußischer«, und in diesem Punkte konnte man sich auf Weiß tatsächlich verlassen.

Freilich mußte eine so auf bestimmte Erfolge orientierte Persönlichkeit auch auf bestimmte Weise zahlen. Wie schwer es auch sein mag, die spezifisch preußische Haltung zu definieren, tief hinabreichende Gelassenheit kennzeichnet sie nicht - eher schon jene Spannung, die die Dominanz von willenthaften Lebenselementen aufnötigt. Ist das schon so beim dominierenden Typus der Mehrheit, so muß man mit solchem Tonus um so mehr rechnen, wenn es um einen Juden geht, der das geforderte Ideal vielleicht makelloser verkörpert als die normsetzende Mehrheit. Und es gibt Zeugen: 1917 - nachdem Weiß seine Sanitätskompagnie in pausenlosem Fronteinsetz durch sieben Schlachten geführt, das EK I und andere Auszeichnungen erhalten hatte, dann zum Rittmeister befördert und zum stellvertretenden Bataillonschef ernannt worden war, schrieb ihm

der Regimentskommandeur folgende Beurteilung in die Offiziersakte : »Rittmeister ... Weiß ist ein körperlich und geistig sehr gut veranlagter Offizier. Er besitzt ein großes Pflichtgefühl und einen über alle Maßen hoch entwickelten Ehrgeiz... Sehr von sich und seinen Leistungen eingenommen, neigt er zur Überempfindlichkeit, die ... im Verkehr mit Vorgesetzten mitunter auch den nötigen Grad von Bescheidenheit vermissen läßt... Im Gefecht hat er ... vor allem in bezug auf persönliche Tapferkeit und Willenskraft stets ein sehr gutes Beispiel gegeben... Seine Untergebenen, bei denen er volle Autorität genoß, behandelte Rittmeister Weiß mit großem Wohlwollen.«<sup>3</sup>

Solche Beurteilungen bedeuten nicht nur für das Verständnis des Falles »Isidor« einiges. Sie machen auch klar, wieso man Vertrauen in diesen Mann setzte, der dann - nachdem der »nötige Grad von Bescheidenheit im Verkehr mit den Vorgesetzten« den fälligen demokratischen Abschiff erhalten hatte - auch eine einzigartige Karriere machte: Zuerst Leiter der Politischen Polizei, dann stellvertretender Chef der Berliner Kripo, 1925 ihr Leiter und seit dem 17. März 1927 Polizeivizepräsident - angesichts des schwachen Präsidenten Zörgiebel faktisch Chef der größten preußischen Behörde, Vorgesetzter von mehr als 20000 Mann. Wenige Wochen im Amt, verbot er die Berliner NSDAP. Seine Leistungen sonst? Als Liberaler ganz dem neuen Staate verschrieben, schuf er zusammen mit Ferdinand Friedensburg, dem Kommandierenden Chef der Schutzpolizei Heimannsberg und mit dem tatkräftigen Albert Grzesinski für die demokratische Zitadelle des Reiches, für Preußen, eine loyale, schlagkräftige Polizei, von der heute noch einige glauben, beim Papen-Streich, im Juli 1932, hätte sie - verbündet mit den Gewerkschaften - sogar eine Chance gegen die Reichswehr gehabt. Den Wahrheitsgehalt des Satzes »Wer Preußen hat, hat das Reich« hat nie jemand bestritten. Auch die Nationalsozialisten erkannten den strategischen Imperativ, der in ihm steckte: »Ohne Eroberung Berlins keine Eroberung Preußens.«

Hitler schickte ebenfalls seinen besten Mann. Am 7. November 1926 traf er, aus Elberfeld kommend, auf dem Anhalter Bahnhof ein, im Gehen zwar durch einen Klumpfuß behindert, im Reden aber von unerhörter Behendigkeit: Dr. Joseph Goebbels. Der brachte den kümmerlichen Haufen von Nationalsozialisten mit ganz neuen Methoden »auf Zack«. Er prügelte sich ins Bewußtsein der Berliner, indem er den Kommunisten Saalschlacht auf Saalschlacht lieferte. Die Polizei war notwendig mit von der Partie, und Goebbels witterte

die grandiose dramatische Konstellation. Da war er: der Jude Bernhard Weiß, preußisch bis auf die Knochen, noch vom König in den Staatsdienst berufen, aus wohlhabendem Hause, seiner Religion ergeben, offen zu seiner jüdischen Abkunft stehend, dekoriertes Frontoffizier, Exponent der Ordnungsmacht - kurz: da war »das« Opfer; sich selbst sah Goebbels sicherlich nicht in allen Stücken als Antipoden, aber viele andere sahen in ihm den ungermanischen, dunkelhäutigen »Savolarola«, den Behinderten aus kleinen Verhältnissen, den religiösen Apostaten, den rhetorisch-gestischen Emphatiker - kurz: »die« Gegner standen sich gegenüber, verschieden sogar noch in einem delikaten Punkt: der eine hatte einen Namen jüdischer Herkunft (Joseph) und der andere einen germanischen (Bernhard).

So weit die Exposition. Sie hat allerdings das Interesse nur auf die vermeintlichen Hauptdarsteller gelenkt und den wirklichen unerwähnt gelassen: das Publikum. Denn es geht nicht in erster Linie um die Biographie zweier Einzelpersonen, sondern eher um die sozialpsychologische Frage: Wieso konnte der eine das amüsierte Interesse der Zuschauer zuerst und dann ihren tobenden Beifall erreichen, als er den anderen mit einem unerhörten Trick an den antisemitischen Pranger brachte; wieso forderten sie nicht, angewidert, endlich den Schluß des unfeinen Spiels, das Goebbels wie folgt inszenierte: Er raubte dem assimilierten Juden Weiß seinen Vornamen, und er gab ihm einen, der als typischer Judename galt und schon seit längerer Zeit zu despektierlichen Seitenhieben benutzt wurde: »Isidor«.<sup>4</sup> Er setzte diesen Namen auch durch - mittels seiner Reden zuerst und dann durch seine Krawall-Zeitung »Der Angriff«. Von dessen primitiver und gleichwohl abgefeimter Manier muß man einen fühlbaren Eindruck haben, und deshalb seien einige Passagen zitiert, genau jene übrigens, die später in einem der umfangreichsten Prozesse eine Rolle spielen.

Die »Angriff«-Leser fanden am 10. Oktober 1927 in der Antipolizeikolumne »Vorsicht Gummiknüppel«:

»Bei meiner Seele, ich möchte nicht Isidor Weiß heißen. Es soll ja auch andere Leute geben, die auf diesen Namen keinen Wert legen. Also ich möchte jedenfalls nicht Isidor Weiß heißen. Denn dann müßte ich, wenn ich gleichzeitig Polizeipräsident von Jeru--- vielmehr Berlin wäre, diese +++ Nationalsozialisten verbieten. Und die würden mir dann auf der Nase herumtanzen. Denn das verstehen sie meisterlich. So ein Verbot

ist eine herrliche Sache - für den Verbotenen. Denn dann übernimmt der Staat die Propagandakosten. ... Also ich möchte nicht Isidor Weiß heißen und den Hintern des Polizeivizepräsidenten haben. Vorsicht, Gummiknüppel.«<sup>5</sup>

Auf derselben Seite fand sich eine Karikatur, die Weiß des Amtsmissbrauchs anklagte, und auf der Seite 4 ein Silbenrätsel von besonderem Reiz: Es bot Tüftlern Gelegenheit, mit eigener Hand ein Menetekel zu schreiben, dessen Sinn sich - bei richtiger Lösung - im Akrostichon und Telestichon enthüllte: »Verbreitet den Angriff bis Isidor besiegt ist«. Weiß stellte Strafantrag, denn Woche für Woche stand solch raffiniertes Gesudel im Blatt: am 31. Oktober z. B.:

»Na, mein klein Männeken, nun komm mal her zu mir!... Au! was trittst Du mich denn mit Deinen kleinen Plattfüßchen!?!... Keine Ehrfurcht hast Du... Du solltest Dich schämen, Isidorchen! Überhaupt, Du solltest Dich nicht so viel mit der Auszucht von Polizeihunden beschäftigen. Das bringt alle Beteiligten in schlechten Geruch. Du riechst nach Hund und die Hunde riechen nach Knoblauch... Aber deswegen nicht weinen. Du bist doch unser li-ieber, kla-kleiner Popo... Vorsicht Gummiknüppel«.

Auf nebenstehender Karikatur schleppt hoch am St. Gotthard ein Bernhardiner einen Nationalsozialisten ins Hospiz »St. Bernhard«, offensichtlich ins Gefängnis. Weiß stellte Strafantrag und so auch gegen die Ausgabe - das Datum wird wichtig - vom 16. Januar 1928. Da stand:

»Der Bluthund Zörgiebel! Der Arbeiterschlächter Weiß! Wie, Ihnen stehen die Haare zu Berge? - >Vorsicht Gummiknüppel< wollen Sie rufen? Mein lieber Freund, wir leben im Zeitalter der Freiheit! Wir selbst haben das zwar nicht bemerkt. Aber die Rote Fahne hat uns belehrt. Man darf das Kind jetzt beim Namen nennen... Wir dürfen also sogar den Polizeipräsidenten Isidor nennen, obwohl er schon lange auf den Namen Bernhard getauft ist. Oder doch nicht? Also wollen wir doch lieber vorsichtig sein und versichern unseren Lesern, daß Berlins Polizeipräsident nicht oder jedenfalls nicht mehr Isidor heißt.«

Weiß klagte. Wenn Goebbels das auch nicht persönlich geschrieben hatte, er hatte es inspiriert und mußte es als Herausgeber presserechtlich verantworten. Im Moment aber, als ihm sein Reichstagsmandat Immunität sicherte, trat er im Leitartikel hervor, geradezu prunkend mit seiner Schamlosigkeit:

»Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält?« hieß der Leitartikel am 29.10.1928: »Woso? Isidor? Jawohl, Isidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich bre-

che den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Isidor! Das O ist ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieser Name wider von unaussprechlicher Süße und Kraft. Das Geschenk des Ostens. Das Angebinde der Sonnengöttin! ... Man kann diesen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male seine magische Bedeutung. Um diesen Namen rankt sich eine ganze Welt. Der Name ist Programm sozusagen. Nicht erst von heute, schon seit hunderten von Jahren... Isidor bleibt Isidor! Nase ist Nase!«

Die Gemeinheit erreichte unerträgliche Dimension. Die Stigmatisierung gelang. Berlin lachte. Weiß klagte. Berlin lachte noch mehr.

Ich halte es nun für oberflächlich, wenn sämtliche Goebbels-Biographen diesen unerhörten Vorgang damit erklären, dem sturen Beamten Weiß hätte eben der Humor gefehlt.<sup>5</sup> Es ist an der Zeit, dem Verdacht nachzugehen, daß tiefsitzende Schemata diesen Fall strukturieren, Schemata, die zwar in allen existent, für Juden aber besonders heikel waren und kalkulierbar vor allem für Goebbels, dessen Giftauge ein eigenes körperliches Stigma scharfsichtig gemacht hatte.

Um diese Schemata in den Blick zu bekommen, verfare ich so: Ich versuche, die Grundlinien jener Situation um 1926-1929 zu schildern, die Grunddaten, mit denen der Antisemitismus zu rechnen hatte; ich schildere anschließend, was Sprachwissenschaft und Psychologie an Wissen über Namen zusammengebracht haben. Einen Erkenntnisgewinn erhoffe ich dann von der Zuordnung dieser beiden Ebenen. Es wird sich herausstellen, daß sie in einem Verhältnis stehen, das polemische Effektivität ermöglicht.

1. Krawallantisemitismus hatte in der Mitte der Weimarer Republik keine Konjunktur. Wie wenig die Massen da zur Aktion neigten, es herrschte doch - halbverdeckt - ein antisemitisches »Klima« bei vielen.<sup>6</sup> Für diesen entzündlichen Stoff galt es, die spezifische Lunte zu finden.
2. Als Goebbels 1926 nach Berlin kam, war die NSDAP ein kleines zerstrittenes Häufchen, das bei der Kommunalwahl 1925 ganze 137 Stimmen bekommen hatte.' Aufmerksamkeit erregen war alles.
3. Der alte Antisemitismus hatte an Bedeutung verloren. Das Argument war verklungen, die Juden hätten sich nicht assimiliert; es war ins Gegenteil umgeschlagen: als Mimikrynaturen

von Geburt hätten sie sich eingeknistet, gut getarnt zwar, aber in Wirklichkeit ganz die alten, weil unlöslich an die Eigenschaften ihrer Rasse gekettet.' Nicht Ablehnung von Teilaspekten ihrer besserungsfähigen Existenz, sondern totale Ablehnung ihrer gesamten Existenz - das war das Ziel der Propaganda.

4. Als Beweisstück für ihre noch nicht kaschierte Fremdartigkeit konnten die Ostjuden vorgeführt werden. Die vereinheitlichende Kategorie »Juden« brachte diese auf eine Stufe mit den zahlreichen jüdischen Bankdirektoren, Rechtsanwälten, Ärzten, Zeitungsverlegern. Es bedurfte nur einer geschickten Primitivisierung von Treitschkes ohnehin grobem Schema vom »hosenverkaufenden Jüngling«, der alsbald die Schaltstellen der deutschen Gesellschaft erobern werde, und schon war die Machtlosigkeit der Ostjuden in eine bloß scheinbare umgefälscht, weil sie sich unausweichlich ins bedrohliche Gegenteil verkehre.
5. Die Assimilation der Juden hatte in Deutschland durchaus Fortschritte gemacht. Eine wirkliche Angleichung an die deutsche Gesellschaft war für viele perfekt und für die Mehrheit der 564.000 Juden während der Weimarer Republik kein fernes Ziel.' Wollte man diesen Prozeß irritieren, so mußte man - solange offene Gewalt verpönt war - an einem psychologisch tiefen Punkt ansetzen.
6. Der Nationalsozialismus war eine theorieferne, emotionsnahe Sammlungsbewegung. Die Propaganda mußte daher so angelegt sein, daß sie jedem Raum für *seine* Vorstellungen gab.
7. Dabei war es wichtig, die geistigen Unkosten gering zu halten, indem man die Begriffsarbeit fordernde Komplexität der Welt auf *einen* alles erklärenden Punkt zusammendrängte.

Vor diese sieben propagandistischen Desiderata gestellt, mußte sich Goebbels etwas Besonderes einfallen lassen. Daß ein Namensfeldzug das Gewünschte liefern könne, wird sich abzeichnen, wenn ich jetzt eine komprimierte Darstellung der relevanten Positionen der Namenstheorie folgen lasse. Anschließend wird dann die Erklärungsmächtigkeit des theoretischen Wissens an jedem der sieben Punkte erprobt.

*Namen*<sup>10</sup> haben innerhalb des Sprachsystems einen besonderen Status, so exzeptionell, daß man die Meinung vertreten kann, sie gehörten überhaupt nicht *in* dieses System. Beweis: Einem versierten Kenner der russischen Grammatik und des russischen Lexikons

wird man nicht bestreiten, er könne wirklich Russisch, wenn sich herausstellt, daß er keine russischen Namen kennt. Und: Einem Kenner aller hebräischen Namen wird man nicht konzederen, er könne Hebräisch. Wie wenig der Fachfremde sich dieses Sonderstatus' der Namen bewußt ist, die Sprache hebt ihn durch mancherlei Sondergesetze hervor; z. B.: lautlich haben sie Strukturen, die in der Sprache sonst nicht zugelassen sind, z.B. volle Vokale in End- und Mittelsilben: Otto, Theodor. Sie erhalten sogar untergegangene Laute, z. B. den Diphthong im Familiennamen Ruof. Auch grammatisch werden sie anders behandelt: kein Plural, wenn aber dann besondere Bildung: »die Mendelsohns«, nicht »die Mendelsöhne«.

Der formale Sonderstatus signalisiert die exzeptionelle Position, die dem Namen in der Gesellschaft zukommt. Beweis: Unweigerlich wird Lachen ernten, wer einem nicht-namenswürdigen Gegenstand einen Namen beilegt, einen seiner Socken z.B. »Eberhard« nennt, und hektische Aktivitäten von Nachbarn und Ämtern wird jemand auslösen, der ein Kind findet, das *keinen* Namen besitzt, oder einen Erwachsenen, der glaubhaft dartut, er habe den seinen vergessen. Der Name muß also mit dem innersten Kern des Menschen zu tun haben, aber ebenso innig mit seiner Sozialität verknüpft sein. Fehlen des Namens ist ein Warnsignal, daß beides vielleicht bedroht sein könnte. Aber: Erst im Krisenfall tritt die tragende Wichtigkeit der Namen hervor. Sonst gehören sie zu den allgegenwärtigen Hintergrundphänomenen, denen das Bewußtsein keine Aufmerksamkeit widmet.

Welche Funktionen hat nun der Name?

Er löst Einzelgegenstände als einzelne aus der Masse der Phänomene heraus. Auf Personennamen bezogen: in ihnen symbolisiert sich das Individuum *als* Individuum, und im Gebrauch des Namens konzederiert die Gesellschaft dem Individuum seine Individualität. Es mag hier schon die Relevanz solcher Überlegungen für das Verständnis des Falles »Isidor« aufleuchten. Noch deutlicher tritt sie hervor, wenn man den semantischen Status von Eigennamen ins Auge faßt. Philosophen und Sprachwissenschaftler haben auf die Frage »Was für eine Bedeutung haben Eigennamen?« keine einhellige Antwort gefunden. Drei Grundpositionen sind bezogen worden. Ich muß sie kurz skizzieren, nicht nur weil jüngst noch betont worden ist, »daß gegenwärtig keine entscheidend an aktuellem Interesse verloren hat«, sondern weil sie bei aller Divergenz in einem für uns wichtigen Punkte zusammenstimmen.



Der »Realistische Ansatz« nimmt sich eine Antwort zur Grundlage, die schon J. St. Mill in »System of Logic« gegeben hatte : Eigennamen bedeuten nichts; sie bezeichnen (denote) nur die Individuen, die bei diesem Namen gerufen werden.<sup>12</sup> Es wird expliziert: Ein Etikett also ist der Name, das keinerlei semantische Analyse fordert, sondern - ohne das Dazwischentreten des Begriffs - einfach sagt: »dieser da« und dann »diesen da« in seiner begrifflich unzerspaltenen Totalität meint.

In dieser »realistischen« Theorie meinten Frege,<sup>13</sup> Russel und andere, Fehler zu entdecken, z. B.: Wennj eder Name nur ein einziges Element der Wirklichkeit meint, was ist dann zu tun mit den beiden Namen »Morgenstern« und »Abendstern«, die doch den Worten und dem durchschaubaren Scheine nach zwei, in Wirklichkeit aber nur *ein* einziges Element der Wirklichkeit sind. Da wird doch mittels Namen eigentlich *beschrieben*. Was ist zu tun mit Namen wie »Moses« oder »Aristoteles«, die man nicht mit jenem »dieser da« vor Augen rücken kann? »Aristoteles« = »der Mann, der Alexander erzog«, sagt man dann hilfweise, was aber den Wißbegierigen nicht ans Ziel bringt, da bekanntermaßen berühmte Leute mehrere Lehrer haben. Zweifelhaft bleibt, ob man sich auf die richtige Anzahl von nachzuschiebenden Beschreibungen überhaupt einigen kann. Um aber nicht jedes Mal diesen Kampf um die relevanten Identitätskriterien beginnen zu müssen, setzt man für sie eine Abkürzung, eben den Namen. Mit Searle formuliert: »... die einzigartige Stellung, der ungeheure praktische Vorteil, den Eigennamen in unserer Sprache haben, liegen gerade darin, daß wir im Gespräch mit anderen über Gegenstände sprechen können, ohne uns darüber streiten und einigen zu müssen, welche Eigenarten es genau sind, die die Identität des Gegenstandes ausmachen.«<sup>14</sup> Diese »deskriptivistische Theorie« operiert also mit einer unbestimmten, vielleicht strittigen (daher individuell unterschiedlichen) Anzahl von Kriterien.

Die dritte Grundposition korrigiert den bisher eher ontologisch fixierten Blick und schwenkt auf eine genuin sprachlich-pragmatische Betrachtungsweise ein. Nach ihr sind Namen zwar aufgrund von »Namensgebungsakten«<sup>15</sup> mit Objekten fest verbunden. Das heißt aber noch lange nicht, daß sie die von der ontologischen Sichtweise nahegelegte Eindeutigkeit haben. Wer mit »Müller« gemeint ist, wird erst in kommunikativen Prozessen festgelegt. Als ausgemacht von vornherein gilt nur, daß man sich mit einem solchen Wort auf irgend-

eine Person beziehen will, ohne sich dabei auf bestimmte semantische Inhalte festzulegen. Diese »kommunikative Theorie« ist nichts anderes als die ins Sprachliche gewendete »realistische«.

In wie verschiedene Richtungen die vorgeführten Ansätze auch gehen, in einem für uns wichtigen Punkt stimmen sie überein: Der Name gleicht einem Gefäß, dessen Inhalt auffüllbar ist, einer individuellen Beliebigkeit setzt keine im Wort hinterlegte Begriffsanalyse Grenzen. Das Gesamtergebnis dieser namenstheoretischen Betrachtung läßt sich bündeln in dem Satz: Im Namen rettet sich das Individuum vor den Begriffen und erreicht, so geschützt, seine Aufnahme in die Gesellschaft, indem nämlich diese den Namen akzeptiert.

Spitznamen sind in dem jetzt vorgegebenen Rahmen als changierende Elemente einzufügen: Einmal können sie als bloße Eigennamen interpretiert werden, das andere Mal als Bezeichnung, die Begriffliches zumindest apostrophieren.<sup>16</sup>

Und jetzt die Probe aufs Exempel, ob theoretisches Wissen Rüstzeug liefert, Phänomene der kruden politischen Alltagswelt besser zu verstehen.

Die sieben propagandistischen Desiderata: Da mußte die nationalsozialistische Propaganda

erstens: das unterschwellige antisemitische Potential entzünden. Aggressionen kann man am zielsichersten lockern, wenn man den Schein erweckt, daß die Qualität des Vorstoßes harmlos ist. Schon Spitznamen gelten als bloß amüsan. Ist der Spitzname aber als Vorname getarnt, kann Verwerfliches doch wohl nicht im Spiele sein. Heikle Tatsachenbehauptungen fehlen. Nur lustig scheint alles zu sein - und wenn ein wenig ins Persönliche gehend, das läßt den üblen Scherz als typischen Berliner Witz erscheinen, bei dem eben Schnauze auch ohne Herz vorkommt.<sup>17</sup> Kurzum: Bei der Invektive »Isidor« bleibt der Aggressor unschuldig, weil er seinen Stich so setzt, wie sein Antisemitismus ist: verdeckt.

Das zweite Desiderat: Aufmerksamkeit erregen! Goebbels Propagandarummel war sensationell. Der Blick darf aber nicht am Spektakulären hängen bleiben. Subtilitäten müssen eine Rolle und weil unbeobachtet, eine umso wirksamere Rolle gespielt haben; z. B. die abweichende phonetische Struktur der Eigennamen wirkt als Aufmerksamkeitssignal und die von »Isidor« allemal: drei lange, volle Vokale hintereinander, sämtliche Phoneme stimmhaft. Goebbels wußte, warum er sich diesen Namen unter Steigerung dieser Besonderheit förmlich auf der Zunge zergehen ließ.

Drittens: Die Juden als Mimikrynaturen entlarven und sie dann nicht aufgrund von besserungsfähigen Partialmängeln tadeln, sondern wegen ihrer irreversiblen rassistisch bedingten Nichtswürdigkeit totaliter verdammen.

Der ehrliche Mann nennt seinen Namen. Wer etwas zu verstecken hat gerade nicht. Nach mythischem Denken sind Namen und Wesen verbunden. Man muß den wahren Namen aufspüren, um an das wahre, bloß verdeckte Wesen heranzukommen.

Das ostjüdisch klingende »Isidor« anstelle von »Bernhard« - das ist keine schlichte Substitution, das *ist* die Entlarvung. Die beiden Namen symbolisieren fundamentale Kategorien: Sein gegen Schein, Sein gegen Heißen. Dieses Modell steckt auch hinter dem Schmähsong, den Goebbels' SA-Horden allen in die Ohren gröhlten, nachdem Bernhard Weiß bei einer Demonstration selber einen Schlag eines Polizisten abbekommen hatte:

»Der mächtigste König in Großberlin  
das ist der Isidor Weiß,  
doch Dr. Goebbels der Oberbandit,  
der macht ihm die Hölle schon heiß.  
Die eigene Schupo nimmt ihn sich vor,  
man hört's bis zum Brandenburger Tor.  
Er nennt sich Herr Dr. Bernhard Weiß  
und bleibt doch der Isidor.«

Jeder spürt hier das Aggressionspotential. Dessen aufs Ganze gehende Radikalität kann jedoch der *erklären*, der weiß, daß der Name nicht *irgendein* Wort ist, sondern genau jene linguistische Kategorie, die den Menschen in seiner Totalität faßt.

Psychologen und Psychosomatiker bestätigen, was die Linguisten als Wesen des Namens zu erkennen glauben. Schon 1937 meinte Allport, in ihm das wichtigste Symbol zu erkennen, in dem die Identität des Menschen ankert.<sup>18</sup> 1970 bestätigten Albott und Bruning in einem Forschungsbericht die gängige Formel vom Namen als »clue for self-identity« und meinten, die Einschätzung aller in dem Satze bündeln zu können: Namen sind »zentrale Knotenpunkte« (»central traits... in the sense that they appear to summarize and convey values in many dimensions as an organized whole«).<sup>19</sup> Das Wichtigste aber ist, daß diese Forschungsergebnisse nur das rational ausformulieren, was die Mythen vieler Völker ohnehin beschwören<sup>20</sup> und wovon

jeder Deutsche ein Standardbeispiel im Kopf hatte: wie nämlich die Königstochter Macht übers Rumpelstilzchen bekam.

Das vierte Desiderat der Propaganda: die Zerschneidung des frisch geknüpften sozialen Netzes zwischen Deutschen und Juden an einem möglichst tiefen Punkt. Sicherlich war es schon ein guter Griff, genau jene Stelle zu gefährden, die symbolischen Rang hatte, als man die Juden 1812 in Preußen emanzipierte. Der staatsbürgerliche Qualitätssprung wurde damals an die Bedingung der Annahme fester Vor- und Familiennamen geknüpft.<sup>21</sup> Der Name war also mit dem Beginn der Gleichberechtigung aufs engste verbunden. Instinktsicher war es auch, genau jenes verbale Instrument zu destruieren, mit Hilfe dessen der Mensch - folgt man dem Humanethologen Irenäus Eibl-Eibesfeldt - das bei jeder Begegnung einrastende »Feindschema Fremder« abbaut: mit Namensnennung innerhalb des Begrüßungsrituals. Aber das Wissen um sprachliche Grundstrukturen zeigt noch tiefere Ebenen: Namen kommen durch einen Namensgebungsakt, durch eine soziale Abmachung in die Welt. Sie finden keinen Rückhalt in einer durchschauten semantischen Struktur des Benannten. Bei einem Begriffswort steht der Rekurs auf die semantische Struktur offen. Der Name dagegen ist bloße Sozialtatsache. Die Aufkündigung der sprachlichen Verpflichtung hier ist nichts anderes als eine Attacke auf den sozialen Konsens in seiner reinen Gestalt, auf den Konsens pur.

Fünftes propagandistisches Ziel: Die wahnhaften Vorstellungen bekräftigen, von dem bevorstehenden Durchmarsch aller ostjüdischen Kümmerexistenzen zu jenen Schaltstellen, an denen die anderen schon saßen. Die Entlarvung eines besonders hoch Gestiegenen als einen »Isidor« leistete die Entlarvung aller auf dieser Skala. »Bernhard« und »Isidor« symbolisieren die extremen Punkte, und wie leicht war es jetzt, alle Juden auf ihren Schleichwegen zu orten: »Heute heißer schon >Bernhard<, und morjen ahnt kee Aas mehr wat von de Beschneidung«, so legte man's im »Angriff« dem Berliner Original »Orje« in den Mund.<sup>22</sup> Noch perfekter aber brachte die Unausweichlichkeit jenes Prozesses Joseph Goebbels selber durch bloßes Namensspiel zu Gehör. Die Kriminalassistenten Schubert und Nickel notierten aus einer Rede vom 29.11.1928 im Gymnasium Homuthstraße: »Kommt da so ein Jude aus Galizien mit Namen Wachholder Trompetenschleim, und nach einem Jahr hat er seinen Vornamen vertauscht und heißt >Isidor<. Nach einem weiteren Jahr

hat er auch seinen Zunamen vertauscht und heißt >Weiß<. Nach noch weiter einigen Jahren sitzt dieser Mann im Polizeipräsidium und behauptet, er heiße >Bernhard< mit Vornamen.«

Das peitschte die Emotionen hoch. Und da wir im theoretischen Teil gesehen haben, daß Namen keine Wörter sind, die den Menschen auf bestimmte semantische Elemente verpflichten, ist klar, in welcher perfekteren Form die sechste der propagandistischen Erfordernisse eingelöst war: Jedermann konnte im Rattenfaingerug der großen Sammlungsbewegung mitmarschieren, weil da keine Begriffsarbeit verlangt, sondern die Möglichkeit gegeben war, *seine* beliebigen Aggressionen einzubringen.

Geistige Unkosten gab es nicht - ganz wie es das siebte propagandistische Desiderat forderte -, sondern eher »Erlösung«, indem die komplizierte Welt aus »einem« Punkt kuriert wurde, durch den Kampf gegen das Judentum. Und wie Goebbels immer betont hat, das Volk verstehe nur einen personalisierten politischen Kampf, so wurde konsequent das allgemeine Problem in einer Person symbolisiert und dann, als äußerste Möglichkeit der Reduktion, der Name als Symbol jenes Symbols zum Kampfobjekt. Freilich: Bei seiner »Isidor«-Kampagne darf man dem Gauleiter keine linguistische Analyse unterstellen. Ihn leitete am Erfolg orientierter propagandistischer Instinkt zu dem, was nun analysiert vor uns liegt.

Jetzt mag man sich neu fragen: Darf man Bernhard Weiß wegen fehlenden Humors tadeln, oder muß man ihn wegen seiner klaren Einschätzung der Lage, wegen seines Mutes und seines politischen Weitblicks rühmen? Sicherlich: Er schaffte Goebbels eine Tribüne, auf der sich gerade der gut zu bewegen wußte. Da war tatsächlich die Gefahr, daß das Tribunal zur Reklameszene werde. Aber durfte man denn sofort das unterlassen, was die NS dankend als Reklame für ihre Partei in Anspruch nahm, z.B. das Verbot der Partei durch das Polizeipräsidium am 5. Mai 1927, von dem höhnend ja in den Anti-Weiß-Artikeln die Rede ist? Sollte sich der jüdische Rittmeister Weiß vielleicht dann zurückhalten, wenn der Kampfpersönliche Verletzungen bringen konnte? Hätte er auch sein juristisches Wissen streichen können? Zwei wichtige Fakten waren bekannt. Erstens: Das Reichsgericht hatte die Möglichkeit einer Kollektivbeleidigung der jüdischen Gemeinschaft für unmöglich und Stellvertreter-Klagen der jüdischen Körperschaften damit für unzulässig erklärt; nur einzelne Juden seien beleidigungsfähig.<sup>24</sup> Welche Folgen waren zu gewärtigen

für die Masse der Juden, wenn sogar ein Mann wie Weiß nicht zu mucken wagt? Alle Juristen wußten, zweitens, daß nach herrschender Rechtsmeinung der Beleidigungsparagraph 185 nicht die »innere Ehre« schützen sollte, weil sie weder präzise erkannt, vor allem aber dem Menschen durch noch so rohe Schmach nicht geraubt werden könne, sondern die »äußere Ehre«. Ihre Definition steht mit dem Ziel der assimilationswilligen Juden in einem Verhältnis, das den Zugzwang von Bernhard Weiß deutlich macht. Der wichtigste Kommentar zum Strafgesetzbuch definierte in seiner 4. Auflage von 1929 : Die äußere Ehre ist der »Wert, der einem Menschen innerhalb der menschlichen Gesellschaft kraft seiner Eigenschaften und Leistungen, also nach dem Maße der Erfüllung der ihm obliegenden sittlichen, rechtlichen und sozialen Pflichten zukommt«. <sup>25</sup> Kein Zweifel: Hinnahme von systematischen Beleidigungen war angesichts dieser herrschenden Ehr-Definition nichts anderes als Selbstannullierung der Emanzipation. Und dennoch, Weiß ging hohes Risiko ein: Siege vor Gericht brachten zwar die Beleidigung zur Sprache, ließen den republikfreundlichen Berichterstattern aber die Feder stocken, falls sie nicht immer die Beleidigung wiederholen wollten. Besonders vertrackt aber war: Erst durch das Brechen eines Tabus konnte Weiß die Prozesse überhaupt in Gang setzen: Der stigmatisierende, autoritätszersetzende Spitzname darf vom Opfer nicht genannt, er muß ignoriert werden, <sup>26</sup> will es Rangverlust vermeiden.

Alles mußte vom zielsicheren Zugriff der Justiz abhängen. Gerade über den ist aber Klage geführt worden, damals schon und erst recht nach 1945. Dabei wurde die realitätsgestaltende Kraft der Justiz sicher überschätzt. In jüngster Zeit hat man das zugegeben und überdies eingeräumt, daß man über die Justiz der Weimarer Zeit wohl auf höchstrichterlicher Ebene orientiert, auch über die skandalös ungleiche Einschätzung der Tötungsdelikte roter und brauner Radikaler informiert sei. Der normale Alltagsbetrieb der Gerichte liege aber weitgehend im Dunkel <sup>27</sup> Eine Analyse der Weiß-Goebbels Prozesse wird etwas von diesen Schwierigkeiten des juristischen Alltags aufleuchten lassen. Dieses Licht wird dann auch ermöglichen, eine Rangfolge der Schuldigen sichtbar zu machen. Zwingt Raummangel auch zum bloßen Verweis auf den Erscheinungsort dieser Analyse <sup>28</sup>, so soll doch hier schon angedeutet werden, daß Weiß erstaunliche Erfolge bei Gericht gegen die Nazis erzielte. Zwar war und blieb er im Höllenmaul des Klumpfußigen der »Isidor« und wurde es auch

immer mehr im Munde der anderen, aber dieser Mißerfolg könnte vielleicht auch daraus zu erklären sein, daß andere eben nicht mit derselben Entschiedenheit mit den Nationalsozialisten ins Gericht gingen. Im Lichte jener Prozesse wird jedenfalls Weiß als untadeliger Kämpfer erscheinen, und die hier vorgetragenen Analysen der Tiefendimensionen hinter dem Alltagsphänomen »Name« haben ebenfalls gezeigt, daß Bernhard Weiß keineswegs aus bloßer Blindheit und Humorlosigkeit ins Verderben rannte, sondern mit guten Gründen annahm, daß es Rechtsgüter von solcher Wichtigkeit gebe, daß man sie trotz hohen persönlichen Risikos verteidigen müsse. Für diese Maxime hat er auch an jenem Tage Beweis angetreten, als es am 20. Juli 1932 galt, die demokratische Zitadelle Preußen gegen den präfaschistischen Zugriff Papens zu verteidigen.<sup>29</sup> Weiß plädierte kompromißlos für Widerstand und brachte die allgemeine Flucht in Richtung Selbstaufgabe auch für kurze Zeit zum Stehen. Die Nazis haben ihm das und alles andere genausowenig vergessen. 1933 stürmten und zerstörten sie sofort seine Wohnung. Weiß selber entkam. In London fand er ein Unterkommen, keine Heimat. Zeit lebens blieb er preußisch-deutscher Jude. Man kann vermuten, daß seine außerordentliche Kraft eben in der Kombination dieser beiden Wurzeln liegt. Unbestritten dürfte sein, daß er ein bedenkenswertes Beispiel geliefert hat - mit seinem Namenskampf vielleicht ein einzigartiges.

## Anmerkungen

- 1 Zeugnisse für diese Episode im »Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz«, Pr. Br., Rep. 2 B, Abt. II, Nr. 946.
- 2 Reichmann, Hans (1962), S. 565f.
- 3 Bayerisches Hauptstaatsarchiv IV, Kriegsarchiv, OP 51391.
- 4 Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Name »Isidor« (als Gleichklangname zu »Isaak«) häufig. Um 1900 war die Pejorisation abgeschlossen (vgl. Kaganoff, Benzion C. (1977), S. 60f. und die »Allgemeine Zeitung des Judentums« 1903, S. 29f.).
- 5 Fraenkel, Heinrich/Manvell, Roger (1960), S. 125f.; Heiber, Helmut (1962), S. 76f.; Reimann, Viktor (1971), S. 107.
- 6 Winkler, Heinrich August (1981), S. 278-286.
- 7 Heiber, Helmut (1962), S. 63.

- 8 Rürup, Reinhard (1975), S. 82; Bein, Alex (1980), S. 232-235.
- 9 Juden in Preußen. Ein Kapitel deutscher Geschichte (1981), S. 340.
- 10 Am umfassendsten kann man sich zur Zeit über Namenkunde orientieren bei Debus, Friedhelm (1980): Onomastik, Art. in: Lexikon der Germanistischen Linguistik, hrsg. von H. P. Althaus u. a.; ferner: Kalverkämper, Hartwig 1978; Wimmer (1973) und der Forschungsbericht von Wellmann, Hans (1982).
- 11 Wimmer, Rainer (1978), S. 2.
- 12 Mill, John Stuart (1973), S. 33.
- 13 Grundlegung dieser Theorie in: Frege, G. (1966).
- 14 Searle, John R. (1969), S. 188.
- 15 Die Beachtung pragmatischer Grundsätze wurde von Saul Kripke und Rainer Wimmer (1973), S. 110 ff.; (1978), S. 15 ff. durch die Untersuchung von Namensgebungsakten eingeleitet; E. Dobnig-Jülch thematisierte dann diesen Standpunkt in ihrer Arbeit über die Namen von Zuchttieren: »Pragmatik und Eigennamen« (1977). 1979 gab dann Otto Leys eine umfassende, pragmatisch fundierte Definition des Eigennamens.
- 16 Leys, Otto (1979), S. 73.
- 17 Die linguistische Analyse zeigt, warum das ins Persönliche geht, und »Eine Apologie des Namenwitzes« aus dem Jahre 1902 betont ausdrücklich, daß der Berliner »den Namenwitz besonders eifrig« pflegt (vgl. Meyer, Richard M. (1901/02), S. 518).
- 18 Allport, G. W. (1937), S. 127.
- 19 Albott, William L./Bruning, James L. (1970), S. 531 und 532.
- 20 Vgl. Seeman, Mary V. (1980), S. 129 »... the belief being that to know one's true name is to be able to do one harm« (über die Indianer Canadas).
- 21 Freund, Ismar (1912), Bd. 1, S. 205, 184.
- 22 Nr. 23 vom 5.12.1927.
- 23 Auszug aus den Spezialakten 649, Bd. 2 NSDAP, der Politischen Polizei, Abt. IA, erhalten in den Akten des Berliner Generalstaatsanwalts, Landesarchiv Berlin, Rep. 58, Nr. 39, Bd. 11.
- 24 Vgl. Ebermayer, Ludwig u.a. (<sup>4</sup>1929): § 185, Ziff. 5 (S. 612f.) und die Dissertation des Justiziar des »Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«, die natürlich eine von der Reichsgerichts-Rechtsprechung abweichende Meinung zu begründen versucht: Hirschberg, Alfred (1929).
- 25 Ebermayer, Ludwig u. a. (<sup>4</sup>1929), § 185, Ziff. 2 (S. 611); so wörtlich auch in der 3. Aufl. von 1925.
- 26 Zonabend, Françoise (1980), S. 237.
- 27 Vgl. Hattenhauer, Hans (1980) und vor allem seinen Diskussionsbeitrag a.a.O., S. 203 ff. Zu beachten ist Jasper, Gotthart (1982), der in



Hattenhauers Meinung vom eher gering einzuschätzenden Anteil der Justiz beim Untergang der Weimarer Republik eine Verharmlosung sieht. Die zwischen den beiden angespannene Kontroverse wird durch die Aufarbeitung der Weiß-Goebbels Prozesse eine interessante Akzentuierung und Illustrierung erfahren können.

28 Erscheint im »Jahrbuch des Landesarchivs Berlin« 1983.

29 Vgl. detaillierte Schilderung in: Bering, Dietz (1981).

## Literaturverzeichnis

- Albott, William L./Bruning, James L. (1970): Given Names: A neglected Social Variable, in: *The Psychological Record* 20 (1970) S. 527-533.
- Allport, G. W. (1937): *Personality. A Psychological Interpretation*, New York.
- Bein, Alex (1980): *Die Judenfrage. Biographie eines Weltproblems*, 2 Bde, Stuttgart.
- Bering, Dietz (1981): Isidor - Geschichte einer Hetzjagd. Bernhard Weiß, einem preußischen Juden zum Gedächtnis, in: *DIE ZEIT*, 14.8.1981.
- Ebermayer, Ludwig u. a. (<sup>4</sup>1929): *Reichs-Strafgesetzbuch, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts*, Berlin/Leipzig.
- Debus, Friedhelm (1980): Onomastik, Art. in: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, hrsg. von H.P. Althaus u. a., S. 187-198, Tübingen.
- Fraenkel, Heinrich/Manvell, Roger (1960): *Goebbels. Eine Biographie*, Köln/Berlin.
- Frege, G. (1966): Über Sinn und Bedeutung, in: *ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von G.Patzig, Göttingen, S. 40-65.
- Freund, Ismar (1912): *Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812*, 2 Bde, Berlin.
- Hattenhauer, Hans (1980): Zur Lage der Justiz in der Weimarer Republik, in: Karl Dietrich Erdmann/Hagen Schulze (Hrsg.): *Weimar. Selbstpreisgabe einer Demokratie. Eine Bilanz heute*, Düsseldorf, S. 169-176.
- Heiber, Helmut (1962): *Joseph Goebbels*, Berlin.
- Hirschberg, Alfred (1929) : *Die Beleidigung von Personengesamtheiten und von Einzelpersonen durch eine Gesamtbezeichnung*, Diss. Berlin.
- Jasper, Gotthard (1982): Justiz in der Weimarer Republik, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 30 (1982), S. 167-205.
- Juden in Preußen. Ein Kapitel deutscher Geschichte* (1981), hrsg. vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Dortmund.
- Kaganoff, Benzion C. (1977) : *Dictionary of Jewish Names and their History*, New York.

- Kalverkämper, Hartwig (1978): *Textlinguistik der Eigennamen*, Stuttgart.
- Leys, Otto (1979): Was ist ein Eigenname? Ein pragmatisch orientierter Standpunkt, in: *Leuwense Bijdragen* 68 (1979), S. 61-86.
- Meyer, Richard M. (1902): Eine Apologie des Namenwitzes, in: *Die Nation* 19 (1901/02), S. 518-521.
- Mill, John Stuart (1973): *A System of Logic*, ed. by J.M. Robson, Toronto/ Buffalo/London (= *Collected Works*, Vol 7.8).
- Reichmann, Hans (1962): Der drohende Sturm, in: Hans Tramer (Hrsg.): *In zwei Welten*, Tel-Aviv, S. 556-577.
- Reimann, Viktor (1971): Dr. Joseph Goebbels, Wien/München/Zürich.
- Rump, Reinhard (1975): *Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur »Judenfrage« der bürgerlichen Gesellschaft*, Göttingen (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 15).
- Searle, John R. (1969): Eigennamen, in: Eike von Savigny (Hrsg.): *Philosophie und normale Sprache*, Freiburg/München, S. 180-190.
- Seeman, Mary V (1980): Name and Identity, in: *Canadian Journal of Psychiatry* 25 (1980), 5.129-137.
- Wimmer, Rainer (1973): *Der Eigenname im Deutschen. Ein Beitrag zu seiner linguistischen Beschreibung*, Tübingen (= *Linguistische Arbeiten* 11).
- ders. (1978): Die Bedeutung des Eigennamens, in: *Semasia* 5 (1978), S. 1-21.
- Wellmann, Hans (1982): *Namenskunde. Ein Überblick mit Bemerkungen zu neueren Büchern (1970-1980)*, in: *Wirkendes Wort* 32 (1982), S. 113 bis 137.
- Winkler, Heinrich August (1981): *Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Bernt Martin/Ernst Schulin (Hrsg.): *Die Juden als Minderheit in der Geschichte*, München (= dtv 1745), S. 271-289.
- Zonabend, Françoise (1980): *Namen – wozu?* In: Jean-Marie Benoist (Hrsg.): *Identität. Ein interdisziplinäres Seminar unter Leitung von Claude Lévi-Strauss*, Stuttgart, S. 222-249.